

Der Schriftsteller Martin R. Dean über das heutige Bedürfnis nach dem Helden Tell und seinem Mythos

Tells Geschosse

Martin R. Dean



Bild: Priska Ketterer

Den Bärtigen mit der Armbrust und der stolz geschwellten Brust, den Prototyp des Schweizers, urchig, naturverbunden und wortkarg, hat es wohl nie gegeben. Erfunden wurde er vom Deutschen Schiller, der, wie sein Zeitgenosse Hölderlin, in den Schweizer Älplern ein besonders freiheitsliebendes und obrigkeitsresistentes Völklein entdeckt zu haben glaubte. Diese Annahme ist, wie die meisten Nationalstereotypen, ein Konstrukt. Hölderlin wagte sich im Gegenentwurf einer sich zusehends entfremdeten deutschen Nation weit weniger als Schiller auf die Äste hinaus. Immer wieder schrieb er von «gut gebaueten Alpen», wobei «gut» bei ihm immer ein Synonym für «göttlich» ist.

«Göttlich» aber konnte die Urschweiz nur sein, wenn man alle politischen und sozialen Konflikte ausblendete.

Trotz der immer wiederholten Einsicht in die Fiktionalität der ureidgenössischen Figur Tell gibt es heute ein wachsendes Bedürfnis nach dem Helden. 1804 war die Uraufführung des Schiller'schen Stücks, zweihundert Jahre danach wird es vom Weimarer Theater auf der Rütliwiese erneut inszeniert. Daneben gibt es Aufführungs-Versionen in Altdorf, in Interlaken; es gibt ein Tell-Symposium in Schwyz: «Tell bitte melden.» Und es gibt einen Tell-Tag am Schweizer Fernsehen.

Ist Tell, wie es in einem Vorschautext heisst, ein Held oder ein Phantom?

Gewiss ist er ein Mythos, der Gründungsmythos eidgenössischer Mentalität und Charakters. Gründungsmythen müssen für jede Zeit und jede Epoche neu inszeniert werden. Jede Zeit benötigt die Selbstgewissheit, die durch die Befragung ihrer – wie immer auch fiktiven – Grundlagen zu Stande kommt. Selbst wenn dabei, im Gefolge der Achtundsechziger und mit Hilfe von Frischs Demontage, ein Anti-Tell resultiert. Wovon aber erzählt uns dieser Mythos heute?

Eine prinzipale Stossrichtung ist unschwer zu erkennen: der Held aus der Mitte des Volkes, der sich erfolgreich gegen die Einflussnahme der Habsburger zur Wehr zu setzen wusste, ist Vorbild für die Abwehr alles Fremden. Natürlich

lässt er sich widerstandslos gegen die immer wieder beschworene Überfremdung der Schweiz durch Immigranten aufbieten. Aber tiefer und versteckter dürften Menschen heute die durch die Globalisierung eingetretenen Schäden spüren. Während die traditionelle Schweiz durch den aggressiven Kapitalismus erodiert wird – Stichwort: Abbau der Poststellen – hat die Globalisierung nicht nur zahllose Menschen zur Migration gezwungen, sondern auch viele Schweizerische Firmen in den Ruin getrieben. Vielleicht wird deswegen so hartnäckig an der Fluggesellschaft Swiss festgehalten, weil andere Flaggschiffe eidgenössischer Wirtschaftsstärke wie Nestlé oder Brown Boveri schon halbwegs in ausländischer Hand sind? Kein wiederbelebter Tell aber wird anämische Schweizer Wirtschaftszweige wiederbeatmen können.

Zweifelloso ist Tell auch eine Projektionsfigur für einen eidgenössischen Charakter, wie er zunehmend fehlt. Tell ist ebenso markig wie wortkarg, ebenso aufrecht wie prinzipientreu (siehe Apfelschuss). Zu viele Skandale von windigen Managern, verlogenen Politikern mit einträglichen Verwaltungsratssitzen und grossspurigen Prominenten sind ins Land gezogen, als dass nicht die Sehnsucht nach Tell'schem Urwuchs wieder erwacht wäre. Ganz zu schweigen vom Schwund, den die heiligste aller Kühe, die Armee, erfährt. Bis vor nicht allzu langer Zeit schickte man jene, die laut eine Abschaffung der Armee forderten, nach Moskau. Heute denkt der Verteidigungsminister mit dem rührigen Papa-Moll-Image gleich selber darüber nach.

Je grösser der Mangel, desto leuchtender die Strahlkraft des Mythos. Schliesslich geniesst, wer einer «Tell»-Aufführung beiwohnt, eine heile Schweiz, wie es sie nicht mehr gibt. Uns in diese intakte Schweiz der Tells und Gotthelfs zurückzuführen, scheint zurzeit geradezu ein Hauptanliegen der Medien zu sein. Wo Bildung immer mehr verdrängt wird und das antiintellektuelle Ressentiment Konjunktur hat, scheint auch eine zeitgenössische Form von Unterhaltung kaum mehr möglich. Die Flucht in die Nostalgie einer ländlichen Lebensweise aber verstellt den Blick auf die Gegenwart.

Vom Fernsehhit «Leben wie zu Gotthelfs Zeiten» zur Reemission der Gotthelf-Hörspiele, die erstmals 1965 jeden Sonntag zwischen 14 Uhr und 16 Uhr an mein Ohr brandeten, über den medialen Tell-Tag – all diese merkwürdigen Reanimationsübungen vertreiben den (Un-)Geist der heutigen Schweiz, in der es offenbar nicht mehr auszuhalten ist. Wie unheimlich muss die heutige Unbehaust-

heit auf viele von uns wirken, wenn man sich jene Zeiten zurückwünscht?

Die Flucht in die Vergangenheit hat ja nur da ihr Heilsames, wo sie nicht den Blick in die Zukunft und die Innovationskraft verstellt. Und damit liegt es im Argen. Die Einsicht, dass die anstehenden Probleme von Staat und Gesellschaft mit Tell oder Gotthelf keine Lösungsansätze erfahren, hat wenig Tröstliches. Denn Kreativität gewinnt man nur mit dem Blick auf eine Zukunft, die zu gestalten



Bild: Schweizerisches Landesmuseum, Zürich

«Tell ist auch eine Projektionsfigur für einen eidgenössischen Charakter, wie er zunehmend fehlt»

ten wäre. Die chauvinistische Nostalgie verdrängt, dass die Schweiz ein hochurbanes Land ist, in dem die Entscheidungen nicht am Pflug, sondern am Rechner und in den Planungsbüros der Städte gefällt werden. Es sind die ewiggestrigen Bilder, die die Entwürfe für ein Morgen verhindern. Die jene Energien und Fantasien zurückdämmen, die aus dem gelingenden Zusammenwirken unterschiedlichster Ströme und Kräfte kommen. Denn die Schweiz ist nicht nur ein urbanes, sondern auch ein multikulturelles Land, in dem die Mehrheit längst mit den diversen Unterschiedlichkeiten zu leben gelernt hat. Der Kleinstaat ist so komplex wie ein Mikrochip – und in den besten Zeiten ebenso funktionsfähig. Die eidgenössische Veranlagung zu Kompro-

missen wird längst von der Fähigkeit zu Differenzierung sekundiert.

Gründungsmythen können sich gegen einen selber wenden, wenn sie die Kreativität und den Mut zur Zukunft abwürgen. Deswegen hat mir im Zusammenhang des Tell-Revivals das Bild einer Kunstaktion besonderen Eindruck gemacht: da steht der Künstler Christoph Rütimann auf einer Foto eingezwängt in den Bogen einer Armbrust vor den Alpen. Als wäre er zugleich Tell und dessen Sohn. Um seinen Hals hat er ein Schild gehängt, auf dem steht: «tell me». – Das ist, in gespannten Zeiten, eine klare Aufforderung zur Kommunikation. Und zum Nachdenken darüber, was uns dieser Tell denn zu sagen hat.

